

MARKUS  
SPIEKER

# ÜBER MORGEN LAND



EINE WELTVORHERSAGE

fontis

### 3. Wir Weltverbesserer

#### *Auf dem falschen Trip mit dem Außenminister*

Wie schnell die Zeit vergeht, wird mir immer bewusst, wenn ich an Guido Westerwelle (1961–2016) denke. Er war einer der talentiertesten Politiker der deutschen Nachkriegszeit. Ich erwähne ihn an dieser Stelle nicht, weil er irgendetwas falsch gemacht hat, sondern weil er eine Welt repräsentiert, die Geschichte ist.

Anfang 2010 sonnte er sich noch im Glanz des besten FDP-Bundestagswahlergebnisses aller Zeiten. Er war quicklebendig, Vizekanzler, Außenminister. Ich begleitete ihn auf einer seiner ersten Auslandsreisen. Es ging nach Peking. Die neue Stärke des «Reichs der Mitte» hatte sich inzwischen herumgesprochen. Aber der deutsche Blick auf China glich immer noch dem eines noblen Großbürgers, der einen grobschlächtigen Neureichen für dessen üble Manieren verachtet.

Bei China waren es – damals wie heute – die Menschenrechtsverletzungen, die übel aufstießen. Das Ziel des China-Besuchs war damit gesteckt: Die Bundesrepublik sollte der Volksrepublik Benimm beibringen. Das jedenfalls war die Erwartung der Öffentlichkeit, auch der meisten Journalisten, die Westerwelle begleiteten.

Er selbst wusste natürlich, dass humanitäre Appelle wenig ausrichten würden und dass es für Deutschland vor allem um gute Handelsbeziehungen ging. Aber er bemühte sich, den Anforderungen gerecht zu werden, er wollte schließlich weg vom Image des herzlosen Neoliberalen. Auf dem Hinflug redete er ausführlich darüber, wie sehr ihm der Dalai Lama, die diskriminierten Tibeter und überhaupt die Menschenrechte in China am Herz lagen. Man müsse sich nur diplomatisch verhalten und die Akzente geschickt setzen. Die Journalisten nickten aufmunternd.

Westerwelle hielt Wort: Bei der Pressekonferenz in Peking schockte er seinen chinesischen Amtskollegen damit, dass er gleich mehrmals von «Meinungsverschiedenheiten» beim Thema Menschenrechte sprach.

Die Journalisten hämmerten hektisch die Überschriften in ihre Laptops und schickten sie nach Deutschland: «Westerwelle fordert mehr Menschenrechte!»

Die Chinesen waren sauer auf den unhöflichen Gast, Westerwelle dennoch zufrieden über seine Performance, die deutschen Pressevertreter gnädig gestimmt. Einige von ihnen fuhren anschließend in ein riesiges Einkaufszentrum, um billig Uhren und Elektrogeräte einzukaufen.

Guido Westerwelle hatte das, was er in China an Wirtschaftsaufbruch gesehen hatte, offenbar doch schwer beeindruckt. Jedenfalls schimpfte er kurz nach seiner Rückkehr über die deutsche Anspruchsmentalität, die er sogar mit «spätromischer Dekadenz» verglich. Die Menschenrechtler-Maske war ab, der herzlose Neoliberaler hatte sich geoutet, die Presse fiel über ihn her.

Das ist fast zehn Jahre her.

Seitdem hat sich einiges geändert, auch die Handelsbeziehungen, zunehmend zu unseren Ungunsten. China entwickelt sich vom lukrativen Absatzmarkt zum Handelsrivalen, schert sich immer noch nicht um Patentrechte, macht uns auch auf anderen Märkten Konkurrenz.

Und der chinesische Staatsrat stößt sich immer weniger an Vorhaltungen aus dem Westen.

Nicht, dass es falsch wäre, gegen die Verfolgung von Minderheiten oder gegen anti-christliche Schikane zu protestieren. Aber man muss die Kräfteverhältnisse richtig einschätzen. Da Politiker naturgemäß einen guten Machtinstinkt haben, fällt ihnen das eigentlich nicht schwer. Außerdem haben sie ja die Botschaften mit ihren hochqualifizierten Diplomaten, die sie ziemlich zuverlässig über die Zustände in ihren Konkurrenz-Ländern informieren.

Aber viele Politiker sind getrieben. Von Erwartungen, die oft wenig mit der Realität zu tun haben. Viele dieser Erwartungen entstehen in der «Berliner Blase», dem Hauptstadt milieu, in dem sich neben Politikern allerlei andere Funktionäre, dazu Akademiker, Lobbyisten, Kulturschaffende tummeln.

Es ist schon ironisch: Ausgerechnet diejenigen, die ein besonders gutes Sensorium für neue Entwicklungen haben wollen, sind oft stumpf für das, was wirklich passiert. Wenn es nämlich ihren eigenen Überzeugungen entgegensteht.

Ich habe inzwischen fast hundert Theaterinszenierungen auf den verschiedenen Berliner Bühnen gesehen. Oft habe ich mich gut unterhalten gefühlt oder zumindest geistig stimuliert.

Gleichzeitig bin ich überzeugt: Die Meinungsvielfalt in einem pietistischen Bibelseminar ist größer als im Berliner Theaterbetrieb. Unvorstellbar, dort ein Stück über die Vorzüge freien Unternehmertums auf dem Spielplan zu finden oder ein Drama, in dem eine funktionierende christliche Großfamilie im Mittelpunkt steht.

Es gibt zwar auch immer weniger klassenkämpferische Abgesänge auf den Kapitalismus oder das Patriarchat. Dafür gibt es immer mehr postmoderne Befindlichkeits-Inszenierungen, bei denen hinterher keiner weiß, was richtig und was falsch ist.

Mit einer solchen Inszenierung kam meine Lieblings-Bühne aus Berlin nach Indien. Die Charlottenburger «Schaubühne». Eingeladen vom Goethe-Institut,

bezahlt aus deutschen Steuergeldern, gab sie ein paar Gastspiele, das erste in der Hauptstadt Delhi.

Aufgeführt wurde «Ein Volksfeind» von Henrik Ibsen (1828–1906). Die Handlung ist zeitlos aktuell. Ein Arzt an einem Kurort entdeckt, dass ausgerechnet die Heilquelle verseucht ist und krank statt gesund macht. Er geht an die Öffentlichkeit. Aber weil er damit den wirtschaftlichen Standort gefährdet, verleumden ihn die Kommunalpolitiker, und die Lokalzeitung weigert sich, seinen Artikel mit der brisanten Entdeckung zu drucken.

Der Stoff passt zu den Problemen in Indien: schmutziges Grundwasser, reformunwillige Behörden, korrupte Journalisten – trauriger Alltag in vielen Kommunen. Das Stück ist in Indien bekannt, es gibt sogar eine erfolgreiche Bollywood-Verfilmung, in der die Handlung den lokalen Verhältnissen angepasst wurde.

Der Schaubühne ging es allerdings eher ums Grundsätzliche, das heißt das, was Berliner Hipster darunter verstehen: das Unwohlsein in der durchökonomisierten Gesellschaft, das Aufbegehren gegen die repressive Toleranz der pseudo-liberalen Mehrheit, die Verzweiflung des Einzelnen, sich die eigene Lebendigkeit zu beweisen.

Irgendwann wichen die Schauspieler, wie an fortschrittlichen deutschen Theatern üblich, vom Original-Text ab, hielten Monologe und forderten das Publikum schließlich zum Mitmachen auf. Mit mäßigem Erfolg.

Die Zuschauer im Saal, viele davon Studenten, rutschten verunsichert auf ihren Plätzen herum. Statt von der Weltrevolution träumen sie davon, sich einmal eine eigene Wohnung leisten und eine Familie gründen zu können.

Die Interaktion mit dem Publikum lief nur schleppend an. Die Schauspieler versuchten es mit Fragen: Was könne der Arzt denn tun, wenn ihn die Presse boykottieren würde?

«Twittern», schlug ein Zuschauer vor.

Nach der Aufführung gestand einer der Schaubühnen-Mimen: «Mein Eindruck war auch, dass diese Themen hier gar nicht durchdringen. Es ist ein echtes Luxusproblem, mit diesen Fragen zu kommen, wenn sechshundert Millionen Menschen auf der Straße schlafen», das sei eine «typisch europäische Hybris».

Da hatte er Recht. Mit der Hybris, nicht mit den 600 Millionen Obdachlosen; tatsächlich liegt die Zahl der Obdachlosen in Indien bei knapp zwei Millionen.<sup>7</sup> Was nicht heißt, dass es vielen der anderen 598 Millionen nicht auch dreckig geht.

Viele Westeuropäer, die sich mit den neuen globalen Herausforderungen beschäftigen, kommen mit den besten Absichten, aber auch jeder Menge Klischees im Gepäck. Das ist menschlich, genau wie der Irrtum an sich. Solange man bereit ist, sich von den Realitäten vor Ort korrigieren zu lassen.

## 4. Von Marco Polo zu Pippi Langstrumpf

*Wir machen uns die Welt, wie sie uns gefällt*

Bevor ich von Marco Polo zu Pippi Langstrumpf komme, springe ich von Guido Westerwelle und der Schaubühne zu Margot Käbmann.

Es gibt vieles, was ich an Deutschlands bekanntester Protestantin bewundere: Sie hat Charisma, Geist und kennt sich in der Welt aus.

Aber nicht unbedingt in Zentralasien.

«Nichts ist gut in Afghanistan», verkündete die damalige EKD-Vorsitzende und Bischöfin Margot Käbmann am Neujahrsfest 2010. Vermutlich hatte sie diese Einschätzung aus den Medien. Womöglich hatte sie sogar einen meiner Tagesschau-Beiträge zum Thema gesehen.

Ich hatte zu diesem Zeitpunkt Afghanistan zwar noch nie besucht, aber oft über Anschläge und die Reaktionen deutscher Politiker darauf berichtet. Mich hatte der Satz von Margot Käbmann deshalb nicht sonderlich verwundert. Da aber, wie meistens am Jahresanfang, sonst nicht viel los war in der Hauptstadt, machte der «Nichts ist gut»-Spruch tagelang Schlagzeilen. Ich bekam den Auftrag, die Bischöfin zu interviewen: in der Lobby eines schicken Hauptstadthotels.

Frau Käbmann verteidigte ihre pazifistische Sicht der Dinge. Der Einmarsch in Afghanistan habe nun einmal keinen Frieden gebracht, und in diesem Sinne sei dort eben nichts gut.

Damals konnte ich dem nichts entgegenhalten.

Heute schon.

Nach fast einem Dutzend Aufenthalten in Afghanistan fällt mir einiges ein, was dort gut läuft und jedenfalls viel besser als unter den Taliban. Vor allem fallen mir viele Menschen ein, denen es besser geht.

Negin zum Beispiel, die zierliche junge Frau, die im «Nationalen Musikinstitut» von Afghanistan ein Frauenorchester leitet. Sie musste sich nicht nur gegen den Widerstand ihrer Sippe durchsetzen, sondern auch eine schmerzhaft Handverletzung wegstecken. Statt Pianistin ist sie nun Dirigentin, die sogar beim Weltwirtschaftsforum in Davos auftreten durfte.

Soosan, die nach der Vertreibung der Taliban mit ihrer Familie aus dem iranischen Exil zurückkam, sich zunächst als Teppichknüpferin durchschlug und nun als afghanische «Hip-Hop-Queen» gegen Korruption und Frauendiskriminierung rappt.

Zulala, die sich trotz Morddrohungen bei der Talent-Show «Afghanistan sucht den Superstar» anmeldete und dort den zweiten Platz belegte.

Ein Jahr nach ihrer «Nichts ist gut ...»-Predigt hielt Margot Käßmann ihre nächste vielbeachtete Rede. Inzwischen war sie nicht mehr EKD-Chefin, sondern Hochschulprofessorin in Bochum. Vor fast zweitausend Zuhörern im «Auditorium Maximum» hielt sie ihre Antrittsvorlesung. Thema war: «Die multikulturelle Gesellschaft – Wurzeln, Abwehr und Visionen.»<sup>8</sup>

Ich war nicht dabei, habe nur anschließend den Vortragstext gelesen. Ich konnte verstehen, warum die Ex-Bischöfin viel Applaus für ihre Ausführungen bekommen hatte. Sie stellte die Situation dar, nannte auch die Probleme beim Namen und endete mit dem positiven Appell, die «kreative Kraft der Differenz zu entdecken».

In der Zwischenzeit war sie immer noch nicht in Afghanistan gewesen. Leider. Denn dort hätte sie unter anderem gesehen, dass das Nebeneinander unterschiedlicher Kulturen oft mehr destruktive als kreative Kräfte freisetzt. Ich selbst habe inzwischen gelernt, dass eine Hauptursache der Konflikte in Afghanistan die Vielzahl unterschiedlicher Volksstämme ist. Paschtunen, Usbeken, Hazara, Tadschiken, Turkmenen, Nuristani, Belutschen – um nur einige der Stämme zu nennen – begegnen einander oft mit Misstrauen und sogar Hass.<sup>9</sup> Die inner-afghanischen Unterschiede unterstreichen die Alltagsweisheit:

«Gleich und gleich gesellt sich gern.» Oder, noch zutreffender: «Ähnlich und ähnlich gesellt sich gern.»

Ethnische und kulturelle Vielfalt produziert in der Regel mehr Stress als Harmonie.

«Denn sie wissen nicht, wovon sie reden» gilt für viele aktuelle Essays und Reden zum Thema «Multikulturelle Gesellschaft». Weder leben die Autoren in Stadtvierteln, die von Ghettobildung betroffen sind, noch haben sie Gesellschaften erforscht, die von kulturellen Gegensätzen zerrissen sind. Und schon gar nicht haften sie dafür, wenn ihre Vorschläge, statt Harmonie zu produzieren, vor allem sozialen Unfrieden auslösen. Stattdessen bedienen sie die Selbstvergewisserungswünsche einer akademischen Oberschicht, deren Kinder keine Brennpunktschulen besuchen müssen und später gute Chancen haben, in Princeton oder Oxford studieren zu können.

Hier liegt ein Grundübel aktueller Diskussionen darüber, wie wir uns in der neuen Welt zurechtfinden sollen. Eigene Befindlichkeit geht vor Weltklugheit, Ideologie vor Empirie, Ideen vor Tatsachen. Statt an Marco Polo (1254–1324), der China und Indien erst erkundete, bevor er darüber schrieb, orientieren sich viele Welterklärer heute an Pippi Langstrumpf. Der erste Pippi-Film kam 1969 in die Kinos, auf dem Höhepunkt der Hippie-Bewegung. Der bekannte Titelsong